

«Die Frachterreise war zu einsam für mich»

GOSSAU. Einsamkeit statt Abenteuer: Jean-Pierre Krähenbühl aus Bertschikon fuhr mit einem Frachter nach Benin. Nach der ereignisarmen Reise erlebte er im afrikanischen Küstenstaat eine grosse Enttäuschung.

DAVID KILCHÖR

Was erhofften Sie sich von Ihrer Reise auf einem Frachter nach Benin in Afrika?

Jean-Pierre Krähenbühl: Ganz klar das Abenteuer. Ich hatte vor gut 30 Jahren drei Jahre lang in Benin gearbeitet und gelebt. Dort sah ich im Hafen oft diese Riesenkähne. Ich begann damals schon davon zu träumen, einmal in meinem Leben mit einem derartigen Ungetüm zu reisen. Ich erhoffte mir zudem, in Benin die Früchte meiner damaligen Arbeit zu sehen.

Inwiefern erfüllten sich Ihre Erwartungen an die Reise?

Ein Abenteuer war sie eindeutig nicht. Ich war der einzige Passagier. Mit der Crew hatte ich nur bei den Mahlzeiten Kontakt. Ansonsten war ich allein, auf mich selbst gestellt. Ich las viel, hörte Musik, spielte Gitarre. Ich musste lernen, mit mir selber umzugehen. Wir fuhren in gut 120 Kilometern Distanz zur Küste von Antwerpen bis zur Hafenstadt Cotonou in Benin. Handy-Empfang war da auch Fehlanzeige.

Konnten Sie nicht an Bord mithelfen?

Ich bewarb mich in der Küche, durfte aber nicht. Das Nein war sehr klar, allerdings erhielt ich keine Begründung. Ich gehe davon aus, dass es Sicherheitsgründe waren. Die Crew will wohl keine Verantwortung für den Passagier übernehmen.

Was gefiel Ihnen an dieser Art von Reisen?

Die Einsamkeit hat ihre guten Seiten. Sie war ein «Lehrplätz». Beeindruckend war auch der Sternenhimmel in der Nacht. Man bekommt ihn in unserem Land ohne Fremdlicht eigentlich nie zu sehen. Draussen auf dem Ozean konnte er seine ganze Wirkung entfalten.

Sie passierten auch einen Hotspot für Piraterie in der Region Guinea und Liberia. Wie bekamen Sie das zu spüren?

Man sprach nicht darüber. Aber in jenem Abschnitt der Reise wurden stillschweigend sämtliche Luken und Türen geschlossen. Ich schloss daraus, dass die Crew sehr wohl Respekt vor der Situation hatte, aber wohl keine Angst schüren wollte.

Wie war die Ankunft in Cotonou?

Spektakulär. Unser gigantischer Kahn musste quer in eine Art Parklücke im Hafen geschifft werden. Zu diesem Zweck kamen zwei Hafearbeiter von Cotonou mit ihren Booten zu uns und parkten uns mit dem verursachten Wellengang ein. Das war absolute Präzisionsarbeit.

Welche Erinnerungen an Cotonou brachten Sie von früher mit?

Ich arbeitete vor 30 Jahren während dreier Jahre dort im Aufbau eines Selbsthilfeprojekts. Wir eröffneten im Auftrag des Bunds in ganz Benin 24 Verkaufsstellen von Lebensmitteln, um deren Preise zu stabilisieren – dies in Form von Genossenschaften. Ich erinnere mich auch an eine Eisenbahn zwischen Paracou und Niger, an



Musste mit sich selbst umgehen lernen: Jean-Pierre Krähenbühl aus Bertschikon auf dem Frachter nach Benin. Bild: zvg

deren Linie viele dieser Verkaufsstellen lagen.

Und was trafen Sie in Benin an?

Von den 24 Genossenschaften existieren heute noch zwei. Die Eisenbahn gibt es nicht mehr, weshalb mein geplanter Trip ins Landesinnere letztlich ins Wasser fiel. Die Enttäuschung war riesig. Ich stellte in den Tagen in Cotonou fest, dass der Staat gegenüber der Zeit vor 30 Jahren einen riesigen Schritt zurückgemacht hat. Nur zehn Kilometer von der Hauptstadt weg darbt das Land in einer Zeit wie 1000 Jahre vor Christus. Was für ein Desaster!

Wie erklären Sie sich diesen Niedergang?

Schwer zu sagen. Ich weiss, dass die Genossenschaften während zehn Jahren nach ihrem Aufbau von unserer Seite begleitet wurden und dass sie in dieser Phase bestens liefen. Danach zerfielen sie offensichtlich. Ich glaube je länger, desto mehr, dass das eine afrikanische Mentalitätsfrage ist. Ich habe da schon vor 30 Jahren bedenkliche Dinge erlebt. Beispielsweise, wie man Hunderte Kilos Stockfisch, die für die biafrikanische Bevölkerung Nigerias gedacht war, vergammeln liess und sie letztlich ins Meer kippte.

Meine Desillusionierung begann also schon vor 30 Jahren.

Wie reisten Sie nach der Woche in Benin nach Hause?

Nicht mehr auf dem Frachter. Ich flog von Casablanca zurück in die Schweiz.

Weshalb?

Zum einen hätte die Frachterreise gut zwei Wochen gedauert. Zum anderen: Es war eine ganz gute Zeit auf dem Frachter, ich würde sie nicht missen wollen. Aber eine weitere solche Reise würde ich nicht mehr antreten. Es ist zu einsam und zu ereignisarm für mich.